

**Zeitschrift:** Wissen und Leben  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 3 (1908-1909)  
  
**Artikel:** Studentisches Wesen vor fünfzig Jahren und heute: eine Plauderei  
**Autor:** Blümner, H.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-751018>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 04.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

verwirren, solange er noch über einzelne Ergänzungserinnerungen verfügt, deren Zusammenhang mit der Aussenwelt er sich vergeblich zu deuten bemüht. Meist besteht aber zugleich auch eine mehr oder weniger starke Abnahme des Sehens überhaupt, sodass der Seelenblinde nun schliesslich auch körperlich erblindet.

Von den Krankheiten, welche zur Seelenblindheit Anlass geben können, mag nur dies gesagt werden, dass zwar die Erscheinungen des Halbsehens ziemlich häufig zur Beobachtung kommen, dass aber gerade dieses Zeichen für sich im Gefolge aller möglichen Erkrankungen und Veränderungen des menschlichen Gehirns auftritt, ohne mit eigentlicher Seelenblindheit verbunden zu sein. Die grosse Ausdehnung der Gehirnoberfläche im Verhältnis zu den beiden Sehzentren, die kaum Handtellergrösse erreichen, bringt es mit sich, dass Blutungen, Erweichungen, Geschwülste und andere Gehirnerkrankungen nur selten einmal gerade beide Sehzentren zusammen betreffen, wie es doch zum Zustandekommen der Seelenblindheit nach der bisherigen Erfahrung unbedingt gefordert werden muss.

BURGDORF

DR A. A. DUTOIT



## STUDENTISCHES WESEN VOR FÜNFZIG JAHREN UND HEUTE EINE PLAUDEREI

Vor mir liegt ein kleines Liederheft, das im Jahre 1867 zu einer Feier der Breslauer Burschenschaften herauskam; da findet sich unter andern ein Lied, das den Titel führt: „Nach fünfzig Jahren.“ Der Dichter schildert darin, wie es wohl zugehen werde, „wenn nach fünfzig Jahren zum Commers gefahren unsere Enkel kommen einst wie heut“; und da stellt er sich denn vor, dass alles recht anders sein werde als zur Zeit, „Wo die Schläger klirrten und die Sporen schwirrten und die Pfeife qualmte Tag und Nacht, wo die Kappen strahlten, Cerevise prahlten schwarzrotgold in reicher Farbenpracht — schmücket jetzt den Schniefel (d. i. Gecken) der lackierte Stiefel, rings erfüllet Patschuli die Luft, auf der Nas' kokette wiegt sich die Lorgnette und zum Himmel steigt Havannaduft. —

Wo das Bier in Strömen floss für einen Böhmen (d. i. Silbergrroschen) und sechs Pfenn'ge uns zum Labetrunk, und die Lebenswecker, ach zum Schluss die Grögker produzierten die Begeisterung, trinkt man zweifelsohne Selter mit Citrone, Kaffee kneipt die deutsche Burschenschaft, isst man Vogelnester, Kaviar und Chester und die Austern mit Citronensaft.“ — Wenn wir von den letzten Zeilen absehen, — Vogelnester und Austern sind wohl auch heute noch nicht die tägliche Nahrung der Studenten — hat der damalige Burschenschafter nicht so übel prophezeit, obschon erst vierzig von seinen fünfzig Jahren verflossen sind. Ja, ich kann geradezu seine Verse als Leitfaden zu den Ausführungen nehmen, die ich im folgenden über Studentensitten und -Bräuche einst und jetzt machen möchte. Doch muss ich noch etwas vorausschicken: wenn ich vom studentischen Wesen vor fünfzig Jahren spreche, so beruht meine Erfahrung auf dem, was ich einst selbst als Student an deutschen Hochschulen gesehen und mitgemacht habe; und wenn ich von heutigen Studentensitten spreche, so entnehme ich meine Kenntnisse wesentlich dem, was ich seit 30 Jahren an unsrer Zürcher Hochschule gesehen und teilweise auch als Vater studierender Söhne zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Allein dieser Gegensatz ist, glaube ich, nicht so schwerwiegend. Es ist ja möglich, dass vor 50 Jahren der Unterschied zwischen deutschen und schweizerischen Studentenbräuchen ein ziemlich beträchtlicher war; heute ist das nicht der Fall; denn wenn auch an den deutschschweizerischen Hochschulen noch in mancher Hinsicht Bodenständiges im Studenten-Wesen und -Leben sich erhalten hat, so ist doch anderseits so vieles, — Gutes und Schlechtes — von jenseits des Rheins herübergekommen und hat hier Wurzel gefasst, dass heute der Unterschied zwischen dem deutschen und dem schweizerischen Studenten (selbstverständlich immer die welschschweizerischen ausgenommen) kein irgend namhafter ist. Und dann noch eins: ich spreche hier nicht von der Wildenschaft, die ja erst ganz in neuester Zeit anfängt, im akademischen Leben eine Rolle zu spielen, die aber hier nicht in Betracht kommen kann, schon deswegen nicht, weil ein so bedeutender Bruchteil davon (in Zürich etwa  $\frac{2}{5}$ ) nicht deutscher Nationalität ist.

Unser Dichter spricht zunächst vom Äussern der Studenten. Nun, Schläger und Sporen wurden auch damals nur bei feierlichen

Gelegenheiten getragen; die Zeit, wo die Burschen durch die Strassen einer kleinen Universitätsstadt gestiefelt und gespornt, mit dem Hieber an der Seite, herumbummelten, lagen damals schon weit zurück, und auch die Mode des deutschen Schnürenrocks mit dem grossen übergelegten Hemdkragen und den weiten Hosen, wie sie die Bilder der dreissiger Jahre noch zeigen, war lange vorbei, wenn auch die Pekesche, die heute nur bei Fest oder Aktus figuriert, noch häufig als Strassentracht erschien. Aber im allgemeinen war der Student, und nicht bloss der Burschenschafter, sondern auch der „patentere“ Corpsbursch in Kleidung und Wesen erheblich einfacher und schlichter als der heutige. Ein Mitmachen der Modeauswüchse, das Tragen von Garderobestücken, die dernier cri im Modejournal waren, bildete durchaus die Ausnahme, galt sogar für unstudentisch; und wenn man auch den Ausdruck Gigerl damals noch nicht kannte, so bezeichnete man dafür einen Studenten, der sich dergestalt herausputzte, um so derber als — ich kann es nur andeuten — „Patentsch . . . . r“. Manche gingen freilich darin zu weit und suchten in möglichster Vernachlässigung ihres Äussern den echten Burschen herauszubeissen; allein auch das war die Ausnahme, man ging anständig, solid, aber nicht aufgeputzt, nicht als „Schniefel,“ wie der bezeichnende Ausdruck im Liede heisst. Und wem der Bart wuchs, der liess ihn wachsen und hielt ihn wohl unter der Schere, ging aber nicht zum Barbier; die Mode des blossen Schnurrbarts machte nur der mit, dem sonst im Gesicht nichts wachsen wollte. Der Bart galt als Manneszierde; ein glatt rasiertes Gesicht trug der Philister zur Schau; heisst es doch am Anfang eines bekannten Gedichtes von Chamisso: „Und soll ich nach Philisterart mir Kinn und Wange putzen.“ Das ist heut alles anders: die höchsten Stehkragen und die grellsten Kravatten, Bügelfalten und bunte Westen, — der Student macht alles mit, und wenn man einen Studenten im Vollbart sieht, so kann man zehn gegen eins wetten, dass es ein Welscher oder Russe oder sonst ein Nichtdeutscher ist.

Sehr gewöhnlich war es dazumal noch, dass der Couleurstudent sein Cerevis auch auf der Strasse trug, nicht bloss auf der Kneipe, während es heute lediglich Kopfschmuck bei feierlichen Anlässen geworden ist. Das ist nicht schade; dieses kleine, scherbenartige Käppchen hat doch immer etwas komisches, wenn man ihm

an Stelle einer andern Kopfbedeckung begegnet, und es bot überdies bei Regen und Schnee, da ja der Verbindungsstudent damals wie heut sich keines Schirmes bediente, wenn er in Couleur war, dem Kopf herzlich wenig Schutz, provozierte geradezu den Schnupfen. Daneben waren freilich auch die Mützen, deren Form in diesen 50 Jahren unendlich oft gewechselt hat (denn darin wurde immer die Mode, die die Kappenmacher diktierten, mitgemacht), sehr beliebt: aber man kannte noch nicht die grässliche Art, die heutzutage vorherrscht, sie so weit in den Nacken zurückzuschieben, dass die Stirne fast unbedeckt bleibt und der Mützenschild, der doch dem Auge Schutz gewähren soll, völlig seine Bedeutung verliert, noch trug man so niedrige Mützen, dass sich, wie es zurzeit der Fall ist, das Rund des Schädels durchdrückte. Auch war man mit seinen Kopfbedeckungen sparsamer; für Cerevise wie für Mützen hatte man Überzüge aus Wachstuch oder schwarzer Seide, die man sofort, wenn Regen einsetzte, darüber zog, um die empfindlichen Farben zu schonen. Infolge dessen hielten sie sich denn auch recht lange, während heute, wo solche Überzüge unbekannt sind, der Couleurstudent, wenn er patent sein soll, in jedem Semester sein halbes Dutzend Mützen braucht, und wenn die Farbe seiner Verbindung eine sehr heikle ist auch noch mehr. Und da ich einmal bei den Kopfbedeckungen bin, so sei mir noch eine Bemerkung gestattet. Der Student behielt damals seine Kopfbedeckung in der Kneipe und bei Kommersen auf, sonst in geschlossenen Räumen nicht; es wäre keinem eingefallen, im Konzert oder Theater die Mütze auf dem Kopf zu behalten. Heute ist dies Gesetz. Zwar nicht, wenn der Farbenstudent einzeln auftritt; aber wenn eine Verbindung in corpore irgendwo erscheint, dann behält die ganze Gesellschaft ostentativ als einzige im ganzen Konzert- oder Theatersaal ihre Deckel auf. Dem Militär fällt das nicht ein, den Zivilisten noch weniger; woher nehmen sich die Studenten das Vorrecht, allein von allen unhöflich zu sein? Denn eine Unhöflichkeit ist es, wenn in solchen festlichen Räumen, wo Damen zugegen sind, die jungen Leute bedeckten Hauptes dasitzen. Aber der Comment will es, und der ist allmächtig. Die neueste Erregungenschaft ist, wie ich höre, dass die Studenten auch beim Tanzen die Mützen, die sie sonst krampfhaft in der linken Hand hielten, auf dem Kopfe behalten. Das ist nun schon das Höchste.

Am Ende sitzen die Herren eines schönen Tages auch im Kolleg bedeckten Hauptes!

Kehren wir zu unserem Liede zurück. Bezeichnend ist, dass da von Lorgnette als Neuerung die Rede ist. In der Tat, damals trug, wer kurzsichtig war, in der Regel eine Brille, — nicht bloss Theologen und Philologen, sondern auch der feudale Jurist und der Mediziner. Schon fing das Pincenez an, hier und da sich einzubürgern — heute sind Studenten mit Brillen geradezu Seltenheiten, obschon die Kurzsichtigkeit nicht abgenommen hat. Ich will das nicht etwa tadeln, es ist vielleicht vom ophtalmologischen Gesichtspunkt aus sogar besser. Aber freilich ist es schwerlich dieser Grund, der dem Zwicker die Superiorität über die Brille verliehen hat, sondern die Besorgnis, in der Brille zu philiströs auszusehen.

Die Pfeife qualmt heute nur noch in wenigen Studentenbuden und Kneipen, aber auch die echte Havanna ist da nicht gerade stark vertreten. Aber das hat unser Dichter nicht vorausgesehen, dass über die gemütliche Pfeife, die ihre vortrefflichen Seiten hatte, namentlich auch daheim beim Büffeln, nicht die Zigarre den Sieg davontragen würde, sondern die Zigarette. Damals war das Zigarettenrauchen noch eine Seltenheit; man hätte den Studenten erstaunt angeglotzt, der eine solche aus dem Etui gezogen hätte. Heute raucht auch der Arbeiter und Dienstmann seine „Papiros“; sie ist bequem, dauert nicht lang und gibt viel Dampf. Aber gesundheitlich war die alte Pfeife jedenfalls vorzuziehen; die Zigaretten sind vielfach stärker, und da sie nur eine kurze Brenndauer haben, bringt es ein richtiger Zigarettenraucher leicht auf ein halbes Hundert am Tage. Darum aber, und da eine Zigarette, wenn sie riech- und rauchbar sein soll, nur wenig billiger ist als eine bescheidene Zigarre, sind sie auch ein ziemlich kostspieliger Genuss, und wenn das Studieren heute so viel mehr Geld kostet als früher, so hat auch die Zigarette ein redlich Teil der Schuld daran.

Allerliebste ist, wie der Dichter unsere damals noch nicht einmal in den Windeln liegende Abstinenzbewegung vorausgeahnt hat. In der Tat, die Studenten, die statt Bier Selter, Limonade und Kaffee „kneipen“, sind heute schon ziemlich zahlreich. Nun, wenn ich ehrlich sein soll, so gestehe ich, dass ich zwar persönlich kein Freund der Abstinenz bin, aber doch in dieser Hinsicht einen jeden

nach seiner Façon selig werden lasse und nur den Fanatismus der Propaganda nicht leiden mag; und ferner dass zweifellos hinsichtlich des Trinkens und der Trinksitten die Verhältnisse sich heute gegen früher wesentlich gebessert haben. Die öde Commentreiterei, das Trinken auf Kommando und pro poena, das „in die Kanne steigen lassen“, die oft bis zu hohen Quantitäten gesteigerten „Bierjungen“, — all das kommt mehr und mehr in Abnahme, und das ist gut. Es ist wirklich zu hoffen, dass die Zeit nicht mehr fern ist, da jeder Couleurstudent unbeschadet seiner „Bierehrlichkeit“ in Qualität und Quantität seines Getränkes völlig sein eigener Herr ist. Die Gemütlichkeit wird darunter nicht leiden, im Gegenteil; die „herrliche Bestialität“ wird sich immer seltener offenbaren, die Becken „für Schiffbrüchige“ werden aus den Studentenkneipen verschwinden, und wenn die Kater seltener werden, so wird das nicht nur der Gesundheit der akademischen Jugend, sondern auch ihrem Kollegienbesuch zugute kommen. Und dabei darf auch das als rühmlicher Fortschritt nicht vergessen werden, dass der vor 50 Jahren noch allgemein übliche Frühschoppen, diese verwerflichste aller akademischen Institutionen, heute in studentischen Kreisen so gut wie verschwunden ist.

Der studentische Ton und das Benehmen im Verkehr unter sich und mit andern hatte sich beim deutschen Studenten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts schon bedeutend gebessert gegen die etwas ungehobelten und manchmal rüden Umgangsformen, wie sie den Burschen im 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts nachgesagt wurden. Der früher übliche allgemeine Duzcomment war verschwunden; zu meiner Zeit war in Breslau nur noch ein bereits in höheren Jahren stehender Student, ein wunderlicher, bäurisch-unbeholfener „Wasserpolacke“ (so nennt man die ober-schlesischen Polen, nach den Flössern auf der Oder, die meist daher stammen), der noch nach altem Brauch alle Studenten duzte und dem man das lachend nachsah, indem man ihn wieder duzte; er hiess nur schlechtweg „der Commilito“, weil er jeden so anredete. Sonst aber war der Duzcomment damals nur noch unter den Burschenschaftlern üblich, das heisst nicht bloss in derselben Verbindung, sondern unter allen, was heute auch nicht mehr der Fall ist. Damit stand in einem gewissen inneren Zusammenhang, dass Burschenschafter unter einander nicht auf Mensur traten.

Bestimmungsmensuren gab es nur bei den Corps, nicht bei den Burschenschaften; wenn diese fochten, so geschah es, da das Paukverhältnis zwischen Corps und Burschenschaften noch nicht, wie heute, aufgehoben war, infolge von Contrahagen mit Corpsburschen, zu denen sich bei den beständigen Reibereien zwischen beiden jederzeit Gelegenheit fand, und wenn sie sich nicht von selbst ergab, geradezu vom Zaune gebrochen wurde. Das war gewiss nicht schön; aber wenn nun schon einmal gefochten werden soll (eine Frage, auf die ich hier nicht eintreten will), so war es doch immer besser, man stand einem gegenüber, über dessen Physiognomie oder impertinentes Lächeln oder Fixieren man sich geärgert hatte, als dass man ohne jede Ursache seinem besten Freund das Gesicht zerfetzte. Heute gehen auf deutschen Hochschulen Corps und Burschenschaften nicht mehr unter einander los; es gibt fast nur Bestimmungsmensuren. Da will mir der frühere Zustand, obschon er auch nicht ideal war, fast noch besser erscheinen. Dafür muss man bekennen, dass der Student heute viel höflicher geworden ist als früher; vielleicht mitunter sogar etwas zu formell, zum Beispiel in der Art des Grüssens oder Handreichens. Und wenn ich heute höre, wie am Biertisch beim Vor- und Nachtrinken beständig „Gestatte mir“ hinüber und herüber tönt, wird mir fast schlecht. Ich ziehe das alte: „Prost, ich komm' dir was“, entschieden vor.

Dass der studentische Ton in der Tat feinere Formen angenommen hat, dafür ist ein kleiner Beleg, dass man damals von seinen Eltern ganz despektierlich als „mein Alter“ und „meine Alte“ sprach, während es heute respektvoll heisst: „mein alter Herr, meine alte Dame“. Zur Verfeinerung des Tones mag es beigetragen haben, dass seither der Verkehr mit dem schöneren Geschlecht häufiger und leichter geworden ist. Akademische Bälle und Stiftungsfeste, zu denen man die Damen einlud, hat es ja immer gegeben; aber so zahlreich wie heute waren die Gelegenheiten, wo der Student, der keinen Familienverkehr hatte, mit jungen Mädchen zusammenkommen konnte, dazumal keineswegs. Sommerfahrten, Schlittenpartien und dergleichen kamen nur vereinzelt vor, während heute jede Verbindung solche arrangiert; von Lawntennis und ähnlichen Gelegenheiten zu Spiel und Flirt war erst recht nicht die Rede, und die weiblichen Kreise, in denen der

Durchschnittsstudent damals verkehrte, waren keineswegs die besten. Da hat sich wirklich vieles gebessert, und der sittigende Einfluss der holden „Couleurdamen“ ist nicht zu verkennen. Freilich hat das auch seine Kehrseite; die Ausgaben des Couleurstudenten sind dadurch erheblich gestiegen und die Verleitung zum Luxus liegt sehr nahe, da man doch vor seinen Gästen mit schönem Arrangement, mit Landauern und Blumenbouquets, mit guter Bewirtung und flottem Cotillon paradiere möchte. Denn der Zug zum Luxus, der sich seit einem Menschenalter in allen Kreisen geltend macht und über den nicht mit Unrecht Klage geführt wird, hat auch die akademischen Kreise ergriffen. Die Lebensführung und alles was drum und dran hängt ist luxuriöser und damit kostspieliger geworden. Zwar der „Wilde“ kann heute noch leben, wie er will und wie es ihm seine Mittel gestatten, aber der Verbindungsstudent bedarf heute eines beträchtlich höhern Wechsels als früher, nicht bloss weil Essen und Trinken und Wohnen teurer geworden ist, sondern weil auch die Ansprüche, die an ihn gestellt werden, gestiegen sind. Da sind Anschaffungen zum Schmuck der Kneipe zu machen, da sind die oft recht kostspieligen Dedikationen, die man sich gegenseitig macht, da sind die erwähnten festlichen Anlässe, zumal die Stiftungsfeste von oft dreitägiger Dauer, mit Ausfahrten, Dinners, Commers, Ball, Katerbummel usw., da sind akademische Anlässe, bei denen es gilt, sich zu zeigen, sich nicht lumpen zu lassen, und wo dann die Studiosen vier-spännig im Landauer fahren oder hoch zu Ross courbettieren, wo man früher bescheidenlich zu Fuss trottete. In dieser Hinsicht könnte man wirklich wieder etwas zur alten Einfachheit zurückkehren, — Eltern und alte Herren würden dafür dankbar sein.

Vom innern Leben und Verkehr der heutigen Studenten zu sprechen steht mir nicht zu, da ich davon zu wenig weiss. Aber noch ein paar Worte möchte ich vom Kneipabend oder Commers und vom Gesang dabei sprechen. Wenn ich an meine Studentenzeit zurückdenke, so muss ich bekennen, dass die Lieder, die man damals sang, mit Ausnahme der vaterländischen (man sang viel mehr Körner, Arndt, Binder usw. als heute) erheblich unter dem Niveau der heute üblichen standen. Da waren in der Tat viele Lieder, deren poetischer Wert gleich Null, deren Ton banal oder roh war. Seit der Zeit hat Scheffel, dann Baumbach einen breiten

Platz im Commersbuch bekommen, dazu manche neuere Lieder von tiefer Empfindung oder fröhlichem Humor, mit hübschen, sangbaren Originalmelodien. Nur wussten wir dazumal mehr Lieder auswendig als die heutige Generation; die Commersbücher lagen zwar auf dem Tisch, wurden aber nur bei selteneren Liedern aufgeschlagen und es hiess nicht jedesmal, wie heute: „Füchse, Pagina!“ (Beiläufig bemerkt: der heutige Student kapriziert sich darauf, „Fux“ zu schreiben. Weshalb es eine eigene akademische Orthographie geben soll, vermag ich nicht einzusehen.) — Dann etwas weiteres: Auch damals gebot der Präses Silentium, wenn der Cantus begann; damit war es aber auch gut und wenn man fertig war, hiess es: „Silentium, Cantus ex, Colloquium!“ Heute kommandiert der Präses nach jedem Vers aufs neue: „Silentium für den zweiten (dritten, vierten usw.) Vers“ auch wenn kein einziger Vers übersprungen wird, in welchem Falle es ja noch gerechtfertigt wäre. Und da es beim ersten Vers heisst: „Das Lied steigt“, so ist irgend ein Schlaukopf auf die Idee verfallen, nun muss man auch, wenn der letzte Vers kommt, kommandieren: „Silentium, das Lied fällt!“ Und da keine Dummheit zu gross ist, dass sie nicht von männiglich nachgemacht würde, so hat auch dieser Unsinn Aufnahme gefunden.

Ein weiterer Unfug ist das Entstellen des Textes. Während heutzutage die Herausgeber von Liederbüchern sich möglichste Mühe geben, den Text von allen Entstellungen zu säubern und in der ursprünglichen Form, in der ihn der Dichter geschaffen, zum Abdruck zu bringen, erlauben sich die singenden Studenten die willkürlichsten und manchmal recht törichte Veränderungen. Nur ein Beispiel. In dem schönen Lied „O alte Burschenherrlichkeit“ wird heute regelmässig gesungen „Relationes“ und „Recensiones“, obschon kein Mensch im gewöhnlichen Leben so spricht und der Dichter „Relationen“ und „Recensionen“ geschrieben hat. Es soll wohl nach etwas klingen, macht sich aber einfach albern. Im vorletzten Vers des Liedes schreibt der Dichter Wiederholung des Refrains: „und den lasst fest uns halten“ vor; heute setzt man statt dessen hinzu: „wir bleiben stets die Alten“; und im letzten Verse singt man: „noch lebt die alte Treue, sie lebe stets aufs neue“, ohne zu merken, dass hier „leben“ beide Male in verschiedenem Sinne gebraucht wird. Wie matt und schal diese

Zusätze sind, scheint niemand zu merken. Es wäre nicht schwer, noch zahlreiche andere Beispiele solcher Verballhornungen beizubringen. Ich rechne dazu auch die an schweizerischen Hochschulen übliche „Helvetisierung“ mancher deutscher Lieder. Indem man aus Hofmann von Fallerslebens „Deutschland, Deutschland über alles“ schlechtweg „Heimat, Heimat über alles“ macht, eskamotiert man nachher Memel, Etsch und Belt entsprechend fort und singt von „Schweizer Frauen, Schweizer Treue, Schweizer Wein und Schweizer Sang“. Ebenso ändert man „Wo Mut und Kraft in deutscher Seele flammen“ zur „Schweizer Seele“ um, und in dem Volkslied „Hoch vom Dachstein an“ setzt man dafür den Säntis ein! — Ich finde, die Schweiz hat so viele schöne, eigenwüchsige Vaterlands- und Volkslieder, dass derartige Anleihen sicherlich nicht nötig sind. Will man aber die betreffenden Lieder doch singen, dann tue man es in der originalen Fassung und stosse sich nicht an dem „deutsch“, — die Oesterreicher tun's ja auch nicht.

Doch genug der Nörgeleien, das sind Kleinigkeiten, die nicht viel bedeuten wollen. In der Hauptsache müssen wir, wenn wir rekapitulieren, anerkennen, dass das studentische Wesen in dem verflossenen halben Jahrhundert sich in vieler Beziehung erfreulich gehoben und verbessert hat, und dass wir keine Ursache haben, eine Rückkehr zu den früheren Bräuchen zu wünschen.

ZÜRICH

H. BLÜMNER.



## DER BEGINN DER RENAISSANCE IN DER ITALIENISCHEN ARCHITEKTUR

Von dem Verfasser des berühmten grossen Werkes über Bramante und die Baugeschichte der Peterskirche in Rom, Baron H. von Geymüller, ist kürzlich eine kleine Schrift erschienen<sup>1)</sup>, worin er die alte Frage nach den Anfängen und grundlegenden Elementen der italienischen Renaissance-Architektur in einer neuen, geistvollen Weise zu lösen versucht.

<sup>1)</sup> „Friedrich II. von Hohenstaufen und die Anfänge der Architektur der Renaissance in Italien.“ Die Schrift bildet einen Teil des Gesamtüberblickes, mit dem das grosse Monumentalwerk „Die Architektur der Renaissance in Toskana“ (München, Bruckmann, 1884—1908) abschliesst, ist aber auch separat zu haben. 30 S. Preis Mk. 1.50.